

«Drohnen flogen wie Tauben»

Ukraine-Krieg Noch sechs Millionen Ukrainer*innen leben in den von Russland besetzten Gebieten. Wer sich in Sicherheit bringen will, muss eine beschwerliche Reise auf sich nehmen.

TEXT **EMILIA SULEK** FOTOS **STAS KOZLIUK**



«Borschtsch, Erbsen- oder Pilzsuppe?», fragt Tetiana Naumuk die Personen, die neu ankommen. Sie stehen in einer winzigen Suppenküche in einem Container an der Grenze zu Belarus. Alle sagen «Borschtsch» und wählen den ukrainischen Randeneintopf.

Ringsum raschelt der Wald, Raben krächzen. Wir befinden uns im einzigen humanitären Korridor zwischen der Ukraine und Belarus, in Domanowe. Vor 2022 gab es hier einen ganz normalen Grenzübergang, einen von zwölf entlang der 1084 Kilometer langen Grenze. Heute sind sie alle geschlossen. Auch hier ist der Zugang zur Grenze durch Betonblöcke versperrt, Nagelsperren liegen auf dem Asphalt. Man kann trotzdem durch, nur zu Fuss und nur in eine Richtung: in die Ukraine.

Der Weg ist ausschliesslich für ukrainische Staatsbürger*innen offen, es kommen vor allem solche aus den von Russland besetzten Gebieten Donezk, Luhansk, Saporischschja und Cherson. Wer vor dem Krieg flieht oder Verwandte in einer anderen Region der Ukraine besuchen will, muss den Umweg über Russland und Belarus machen. Einen direkten Weg gibt es nicht, dazwischen liegt die Frontlinie.

Seit Beginn des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine im Februar 2022 gab es mehrere Orte wie diesen, über den sich Zivilist*innen aus den besetzten Gebieten in Sicherheit bringen konnten. Im August 2024 jedoch schloss der letzte humanitäre Korridor zwischen der Ukraine und Russland in der Oblast Sumy in der Nordost-Ukraine. Seitdem führt der kürzeste Landweg

durch Belarus. Mehrere Dutzend Menschen überqueren täglich die Grenze, im September waren es 1452. Tetiana Naumuk, eine Freiwillige, die in einem benachbarten Dorf lebt, ist jeden Tag hier. Sie leitet die kleine Suppenküche, wo sich die Menschen nach einer langen Reise etwas stärken können. «Manchmal schenke ich sogar nach Mitternacht noch Suppe aus.»

Zwischen der Suppenküche und der eigentlichen Landesgrenze liegen 800 Meter. Auf dem Weg dorthin befinden sich Posten der ukrainischen Grenzkontrolle. Nach der Grenzlinie folgen weitere 800 Meter bis zu dem Grenzposten im Dorf Mokrany auf der belarussischen Seite. Eigentlich ziemlich nahe, aber es gibt keinen Informationsaustausch zwischen diesen beiden Seiten. Diejenigen, die die ukrainische Seite erreichen, werden von den dortigen Soldat*innen gefragt, wie viele Menschen wohl noch unterwegs sind. Die Schwächsten holen die ukrainischen Soldat*innen mit einem kleinen Elektrofahrzeug ab. Auf der belarussischen Seite müssen sie den Weg zur Landesgrenze zu Fuss zurücklegen.

Zwei Tage und neun Stunden

Diese 1,6 Kilometer durch den Wald könnte man zu Fuss locker in einer halben Stunde schaffen. Doch für viele fühlt sich das wie die längste Strecke ihres Lebens an. Auch für ihre Angehörigen, die auf der ukrainischen Seite warten, zieht sich die Zeit endlos hin. Switlana Taraskina kam aus Poltawa in der Zentralukraine. Seit drei Stunden steht sie auf der Strasse und starrt auf den Wald,



1 Walentina Topalo hat 2200 Kilometer zurückgelegt, um aus den besetzten Gebieten zu ihren Verwandten zu gelangen.

2 Hinter der Absperrung stehen Autos von Ukrainer*innen, die gekommen sind, um ihre Angehörigen abzuholen.



der hinter Stacheldraht und Betonbarrieren verschwindet. Heute sollte ihre Mutter, Walentina Topalo, angekommen sein. Fast vier Jahre haben sie sich nicht gesehen.

«Ist das bereits die Ukraine?», fragt die 78-jährige Topalo verzweifelt, als sie endlich durch die Kontrolle kommt. Noch nie ist sie so weit gereist. Sie erkennt kaum ihre Tochter, auch nicht ihren Schwiegersohn, der ihr eine rote Rose überreicht. Bis vor drei Tagen lebte Topalo noch in Wolnowacha, einer Kleinstadt in der Oblast Donezk, im Osten der Ukraine. Im Jahr 2021 hatte die Stadt etwa 21 441 Einwohner*innen, heute sind es schätzungsweise noch um die 13 000. Wolnowacha wurde bereits im März 2022 von den russischen Truppen eingenommen.

«Mama hat lange darauf beharrt, nirgendwohin zu gehen», erzählt die Tochter. «Sie sagte: Ich warte, bis unsere Jungs uns befreien.» Schliesslich konnte sie ihre Mutter überzeugen. Einfach war es aber nicht, denn: «Alle Telefonate in Donezk werden von den Russen abgehört, das ganze Internet ist unter russischer Kontrolle.» Doch schliesslich goss Topalo das letzte Mal ihre Geranien und schloss die Tür hinter sich. Ein sogenannter Kurier brachte sie bis zur belarussischen Grenze. 30 000 Rubel verlangte er dafür, umgerechnet 308 Franken. Das ist das Dreifache der durchschnittlichen monatlichen Rente in der Ukraine. Sie durfte nur eine Tasche mitnehmen, darin ein paar Erinnerungsstücke, ein Pullover und ein Blutdruckmessgerät.

«Wir werden nie zurückkehren», sagt Taraskina, die noch vor kurzem eine Wohnung in Wolnowacha hatte. Das Eigentum der Ukrainer*innen, die aus den besetzten Gebieten ausgereist sind oder keine russische Staatsbürgerschaft angenommen haben, wurde von Russland systematisch beschlagnahmt. «Sie haben uns enteignet. Es wäre besser, wenn eine Rakete unser Haus getroffen hätte.» Die drei quetschen sich ins Auto. «Hauptsache, sind wir endlich zusammen», sagt Taraskina vor der Abfahrt. Ihre Mutter ist seit zwei Tagen und 2200 Kilometern unterwegs. «Mögen wir diesen Krieg gewinnen», sagt sie noch. Der Weg dazu ist lang. Nach Poltawa sind es neun Stunden.

«Alte Bäume verpflanzt man nicht»

Wer bei Tetiana Naumuk einkehrt, bekommt zunächst etwas Warmes. Dann stellt die Freiwillige Fragen: «Woher kommt ihr?», «wohin wollt ihr?», «nur vorübergehend oder für immer?» Meist

folgt danach ein Moment der Stille. Naumuk sagt: «Diese Menschen haben ein Haus auf dem Land, hatten einen Garten und ein Feld. Oder eine Wohnung in der Stadt. Ihr ganzes Leben haben sie dort verbracht, alle ihre Erinnerungen sind dort. Und plötzlich müssen sie weg.» Sie seufzt. «Alte Bäume verpflanzt man nicht. Aber die Russen reissen diese mitsamt den Wurzeln heraus.»

Der Name der Region Polesien, wo sich der humanitäre Korridor befindet, stammt vom Wort für «Wald», «lis» auf Ukrainisch. Ein Drittel dieser Region, die sich über rund 200 000 Quadratkilometer erstreckt – sie ist mehr als viermal so gross wie die Schweiz – ist dichter Wald. Wenn Naumuk nicht gerade Suppe ausschenkt, sammelt sie dort Pilze. Schilder warnen vor Minen. «Man muss wissen, wo man hintreten muss», sagt sie. «Es ist ein Wunder, dass es bei den Grenzübertritten nicht zu Unfällen kommt. Aber es ist das letzte Stück bis zur Sicherheit, das macht die Menschen besonders konzentriert.» Das glaubt Naumuk. «Erst nach der Grenze dann kommen die

Emotionen hoch: die Wut und die Trauer darüber, dass man alles zurücklassen musste oder dass man selbst wieder zurück muss.» Etwa 60 Prozent der Reisenden kommen nur für kurze Zeit. Es sind Menschen, deren Eltern zu alt oder krank zum Weggehen sind, oder die ihr Haus nicht in russische Hände fallen lassen wollen.

Nach der Suppe schickt Naumuk die Leute zu den Containern ringsum. In einem erhält man eine ukrainische SIM-Karte. In einem anderen sitzen Freiwillige, die beim Kauf einer Fahrkarte für die Weiterreise helfen. In dem dritten kann man beim Staat einen Antrag auf finanzielle Hilfe für den neuen Lebensstart stellen: 10 800 Griwna, fast 210 Franken. Man erhält auch eine Bescheinigung für den Grenzübertritt. Die Ukraine stempelt ihre Pässe nicht. Für diejenigen, die in die besetzten Gebiete zurückkehren, stellt jede Spur dieser Reise ein Risiko dar.

Daheim Hühner und Enten

Olha Dobryn – der Name ist geändert – ruht sich auf einer Bank in der Sonne aus. «Nachdem ich den belarussischen Grenzposten passiert hatte, bin ich praktisch durch den Wald gerannt.» Ihre Gefühle könne sie kaum beschreiben. Einerseits Erschöpfung nach der dreitägigen Reise, andererseits Erleichterung und Freude. Ihre Kinder wohnen in Charkiw, seit Weih-

nachten 2021 hat sie sie nicht gesehen. Das Dorf, aus dem sie kommt, heisst Nowooleksandriwka und liegt in der Oblast Luhansk, in besetzten Gebieten. «Von dort bis Charkiw sind es nur 208 Kilometer, aber ich mache hier eine Weltreise», sagt sie. Sie fuhr mit dem Zug nach Minsk, in die Hauptstadt von Belarus, dann nach Brest, von dort mit dem Taxi nach Mokrany, den Rest ging sie zu Fuss. Insgesamt etwa 1800 Kilometer. Bald steigt sie in einen Kleinbus und fährt nach Kowel, der nächsten Stadt. Dort wird sie den Zug nehmen. Noch einmal tausend Kilometer.

Am liebsten würde Dobryn in Charkiw bleiben. Ihr Mann und die Schwiegereltern sind aber noch im Dorf. «Ich lasse sie nicht im Stich», sagt sie. «Ich werde mit meinen Enkelkindern spielen, die Freiheit genießen und dann zurückkehren.» Deshalb will sie ihren richtigen Namen nicht nennen und darf nicht fotografiert werden. «Die Russen dürfen nicht erfahren, dass ich hier bin.» Daheim hat Dobryn einen Garten mit Hühnern und Enten. Damit können sie überleben. Auf den Feldern wächst nichts mehr, sie sind vermint, und es herrscht Dürre. Im Jahr 2021 hatte Nowooleksandriwka etwa 1531 Einwohner*innen, heute nur noch die Hälfte. Wer konnte, ist geflohen.

Auch Dobryn versuchte früher mal, gemeinsam mit ihrem Mann zu fliehen. Wer aus den besetzten Gebieten nach Russland



3



4

3 Petro Bezruk wartet in einem Haus von Freiwilligen auf eine ukrainische SIM-Karte. Hinter ihm eine Karte der Ukraine mit der besetzten Krim.

4 Noch 800 Kilometer trennen Ljubow und Petro Bezruk von der Stadt, in der Ljubows Schwester lebt.

5 Tetiana Naumuk ist eine der ersten, die Ukrainer*innen aus den besetzten Gebieten mit heissem Borschtsch empfängt.



5

ausreisen will, muss aber erstmal ein sogenanntes Filtrationslager passieren. «Die Russen haben meinen Mann verhört, geschlagen, bedroht. Er ist 58, im besten Alter für die Armee. Sie meinten, er wolle für die Ukraine kämpfen gehen.» Ihre Telefone wurden ebenfalls gescannt. Dobryn: «Die Russen können längst gelöschte Inhalte wiederherstellen. Für einen antirussischen Kommentar und ein Zeichen ukrainischer Loyalität kann man gefoltert oder auch erschossen werden.»

Diesmal reiste Dobryn alleine. An der russischen Grenze sagte sie, sie wolle sich in Belarus medizinisch behandeln lassen, also liessen sie sie durch. Ihre grösste Angst ist jetzt, dass Russland sie nicht zurückkehren lässt. Ukrainer*innen in den besetzten Gebieten, die die russische Staatsbürgerschaft verweigern – die anzunehmen seit Oktober 2025 Pflicht ist –, werden nach Russland deportiert. Was dort passiert, weiss niemand. Dobryn hat zwar inzwischen einen russischen Pass, trotzdem hat sie Angst. «Dieser Pass ekelt mich an», sagt sie.

Ihr russischer Pass ist aber auch Mittel zum Überleben und Dokument für den Fluchtweg. Ihre Rückreise in die besetzten Gebiete wird jedoch länger dauern: Denn von der Ukraine nach Belarus einzureisen geht gar nicht, die Grenze ist geschlossen. Dobryn wird also erst nach Polen reisen müssen, um von dort nach Belarus zu kommen. Dies wird sie mit ihrem ukrainischen Pass machen. Sie wird ihn auch an der belarussischen Grenze zeigen und dann irgendwo gut verstecken, bis zum nächsten Mal.

Mit Borschtsch gegen die Sorgen

Wie Ljubow und Petro Bezruk den Weg durch den Wald geschafft haben, lässt sich kaum erklären. Er ist 84, selbst mit Krücken kann er kaum laufen. Sie, 79, sitzt im Rollstuhl. Ihr Haus ist in Oleschky, einer Stadt in der Oblast Cherson am Dnepr in der Südukraine. 2021 hatte sie 24 383 Einwohner*innen, neuere Zahlen gibt es nicht. Bereits in den ersten Tagen der grossangelegten Invasion fiel Oleschky unter russische Besatzung.

Bezruk starrt leer vor sich hin. Seit zwei Tagen hat er nichts gegessen. «Essen Sie doch was, ein Borschtsch hilft gegen alle Sorgen», drängt ihn Naumuk in der Suppenküche. Ljubows Hände zittern vor Aufregung, es fällt ihr schwer, den Löffel zu halten. «Furchtbar, furchtbar», wiederholt sie

leise, als könne sie nicht aus ihrem Albtraum erwachen. Oleschky habe ausgestorben gewirkt, die Menschen würden die Strassen meiden. «Immer wenn in der Nähe eine Rakete einschlug, dachten wir, dass unser Gebäude wie ein Kartenhaus zusammenfällt», erzählt Ljubow Bezruk. «Drohnen flogen wie Tauben. Wenn eine Drohne fiel und der Wind wehte, brannten ganze Stadtviertel.»

Am schlimmsten sei der Winter. Es gebe kein Gas, kein Wasser, keinen Strom. «Wir würden keinen weiteren Winter dort überleben», sagt Ljubow. Deshalb beschloss das Ehepaar zu fliehen. Die ukrainischen Staatsbürger*innen in den besetzten Gebieten erhalten weiterhin ihre Renten. Nun kommen sie unter der russischen Besatzung aber nicht an die ukrainischen Bankkonten ran. Ljubow Bezruk: «Wir mieten uns jetzt ein Zimmer in Kropywnytzkij und werden dort unseren Lebensabend verbringen.» Dort, in der Zentralukraine, lebt ihre Schwester. Von Oleschky in der Luftlinie sind das 200 Kilometer. Die Bezruks haben bereits 2500 Kilometer zurückgelegt und sind seit vier Tagen unterwegs. Bis zum Ziel bleiben noch 800.

Niemand wartet auf sie an der Grenze. Niemand ausser den Freiwilligen. Mit einem Kleinbus fahren sie die Bezruks nach Kowel. Dort, in der orthodoxen Gemeinde, kauft der Pfarrer für sie Fahrkarten für den weiteren Weg. Petro schläft ein. Ljubow hält lieber Wache; in ihrer Tasche hat sie alle Dokumente, darunter die Eigentumsurkunde für das Haus. Auch ihr Haus wird von Russland verstaatlicht werden. Noch in derselben Nacht brechen sie wieder auf.

«Trinken Sie etwas Warmes, Sie zittern ja», sagt Tetiana Naumuk zu einer neu ankommenden 92-jährigen Frau, der ältesten, die heute die Grenze überquert hat. «Ist Ihnen kalt?»

«Nein, ich glaube, es ist die Freude», antwortet die Frau.

Die Reportage entstand mit finanzieller Unterstützung durch das europäische journalistische Netzwerk N-OST.